

Universiätt und Schule

Autor(en): **Ernst, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Universität und Schule.

Von Johannes Ernst.



In Basel herrschte in der Woche vom 23. bis 27. September der Philologentag, genauer gesagt: die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Die Schweiz war schon lange nicht mehr an der Reihe gewesen. Vielleicht deshalb gerade war die Frequenz eine so gewaltige. Die runde Zahl siebenhundert wurde auf der Präsenzliste erreicht. Das Wetter war prachtvoll, von jenem blauen Herbstglanz, der am grünen Rheinstrom im nebelfreien Basel so ganz besonders wundersam ist. Wir haben nicht im Sinn, die Leser dieser Zeitschrift mit der massenhaften Gelehrsamkeit, die in diesen Tagen in Vorträgen und Mitteilungen dargereicht wurde, zu beschweren. Nur eine Einzelheit möchten wir herausgreifen, weil sie auch für weitere Kreise der Gebildeten von Interesse ist: in der zweiten allgemeinen Sitzung im vornehmen Musiksaal traten vier Redner auf, die sich, jeder von seinem Wissens- und Forschungsgebiete aus, über die Frage verbreiteten, was für Wünschbarkeiten die Ausbildung der Lehramtskandidaten für den Universitäts- und Schulbetrieb ergibt. Dabei bildeten, wie der erste Redner, der als Mathematiker hochangesehene Göttinger Professor F. Klein ehrlich hervorhob, die Verhältnisse in Preußen den Ausgangspunkt; doch trat Allgemeines genug zutage, was auch für Nicht-Preußen hörens- und eventuell beherzigenswert ist.

Der genannte Göttinger Gelehrte beleuchtete die Frage für die Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften, die er in zwei Gruppen aufteilte: die mathematisch-physikalische und die chemisch-biologische. Wir machen nur einiges Wenige aus seinen schlichten, klaren Ausführungen namhaft. Am wichtigsten erschien uns die Forderung, daß den Studierenden, die auf die Lehrerpraxis abzielen, am Schluß ihrer Studien an der Universität Gelegenheit geboten werde, eine die Hauptlinien ihrer Wissenschaften in großen Zügen zusammenfassende allgemeine Vorlesung zu hören: eine über allgemeine Biologie für die Studierenden der chemisch-biologischen Gruppe und eine allgemeine über die mathematischen Disziplinen für diejenigen, welche der mathematisch-physikalischen Gruppe sich zugewandt haben. Sodann betonte Klein den Mangel, daß in den leitenden Schulbehörden zu wenig Vertreter der mathematisch-naturwissenschaftlichen Wissenschaft sitzen. Zum Schluß sprach sich der Redner dahin aus, daß die Zweiteilung in reine Wissenschaft und in Wissenschaft für die Schule an der Universität möglichst zu vermeiden sei. Die Professoren sollen der wissenschaftlichen Forschung dienen,

aber von ihr aus dann auch in der Lage sein, so zu unterrichten, daß es der Schule und ihren Bedürfnissen zur Förderung gereicht.

Die beiden folgenden Redner, der Breslauer klassische Philologe Paul Wendland und Alois Brandl, der Berliner Ordinarius für englische Sprache und Literatur, stellten für die Altertumswissenschaft und für die modernen Sprachen ihre Desiderata auf. Leider befreizigten sich beide keineswegs eines deutlichen Vortrags, was vor allem bei dem Zweitgenannten, der so eifrig für die praktische Beherrschung der modernen Sprachen eintrat, nicht sehr angenehm berührte. Ein Solcher sollte doch auf das phonetisch saubere und klare Sprechen seiner Muttersprache entschieden mehr Gewicht legen.

Wendland wies sehr energisch hin auf die Notwendigkeit der Pflege der Sprachwissenschaft für den philologischen Betrieb an der Universität. Die Wissenschaft von der Sprache könne recht eigentlich der Jungbrunnen für den philologischen Unterricht werden. Auch mit dem archäologischen Rüstzeug sollte sich der künftige Lehrer der klassischen Sprachen an der Schule unbedingt einigermaßen vertraut machen. Den Begriff des Stils auch auf einem andern Gebiet als dem der Sprache kennen zu lernen, ist für den Philologen überaus wertvoll. Damit will Wendland nicht etwa für die Schule ein neues Fach schaffen; sondern, wo sich bei der Lektüre der Klassiker oder in der alten Geschichte Gelegenheit bietet, müßte dafür gesorgt werden, daß der Schüler durch die Anschauung ein Bild von den Objekten erhalte und nicht bloß über diese Dinge sprechen höre.

Brandl betonte nachdrücklich, daß die wissenschaftliche Behandlung der modernen Sprachen an der Universität nicht auf die ältern Literatur-Monumente beschränkt werden dürfe, sondern daß auch die neuere und neueste Literatur reichen Stoff für die Behandlung wissenschaftlicher Probleme biete, ja daß gerade dadurch der Lehrer dem Studierenden für die praktischen Forderungen seines künftigen Berufs wichtige Dienste leiste. Die Kenntnis des Latein wird die Grundlage für das Studium der modernen Sprachen bleiben müssen. Mit aller Entschiedenheit verlangte Brandl, daß die Anglizisten und Romanisten aus eigener Anschauung England oder Frankreich kennen lernen sollten. Für den Schulbetrieb gab er zu erwägen, ob nicht der Unterricht in den modernen Sprachen am Gymnasium besser früher angesetzt würde. Die Aussprache von Französisch und Englisch mache Schwierigkeiten, die das Latein nicht biete; deshalb würde es sich empfehlen, das Ohr der Schüler an diese Schwierigkeiten in einem Alter zu gewöhnen, wo es für das Auffassen derselben noch besonders empfänglich ist, also vor dem Lateinunterricht.

Das Hauptinteresse der Versammlung war auf den letzten Redner gerichtet. Der berühmte Verfasser der Dogmengeschichte, Prof. Adolf

Harnack aus Berlin hatte es übernommen, das Verhältnis von Universität zur Schule sub specie der Lehramtskandidaten für die Gebiete der Geschichte und Religion zu behandeln. Der große Saal hatte sich bis auf die hintersten Reihen angefüllt, als Harnack ans Rednerpult trat. Man erwartete etwas Besonderes und man wurde nicht enttäuscht. Die geistreiche Frische des Vortrags nahm sofort die Hörer in Beschlag, und der Inhalt war reich genug, um das Interesse bis zum Schluß wach zu halten. Wir versuchen, die Hauptgedanken kurz zu skizzieren.

Zunächst die Geschichte. Leitend für den Geschichtsunterricht in der Schule wird der Begriff des Staates und der Staaten sein müssen. Ohne diesen Begriff fällt die Geschichte in Geschichten auseinander, oder sie verliert sich ins Formlose. Der politischen Geschichte und der Verfassungsgeschichte ist alles andere einzuordnen (Kultur-, Wirtschaftsgeschichte). Aus der Selbsterhaltung des Staates ergibt sich dessen ganze innere und wirtschaftliche Geschichte. Die Muster für die Darstellung dieser historischen Wechselwirkung sind auch heute noch Ranke und Jakob Burckhardt. Die erste Lücke, die Harnack im heutigen Geschichtsunterricht an den Schulen, auf Grund der langjährigen Beobachtungen an den Teilnehmern seines kirchengeschichtlichen Seminars, namhaft machte, ist, daß noch zu sehr politisches Tatsachenmaterial und Einzelfakta ohne die innere geistige Verknüpfung dargeboten werden. Die Linien der Entwicklung müssen deutlicher vor's Auge treten. Er wagt den Satz: lieber eine verzeichnete Entwicklung als gar keine geben.

Was die Universität betrifft, so zerfällt das Geschichtsstudium fast ganz in Spezialvorlesungen und in Seminarübungen. Dagegen kommt die Universalgeschichte kaum mehr vor. Das muß anders werden. Es muß ein Kolleg über Weltgeschichte gehalten werden, mit dessen Anhörung die Lehramtskandidaten ihre historischen Studien abschließen würden. Sie sollen die Verknüpfung der Tatsachen, neben all dem massenhaften Detail, kennen lernen. Eine weitere Forderung: möglichst wenig Jahreszahlen im Unterricht! Die Hauptsache ist: das Zusammenschauen der Tatsachen in bestimmten Zeiträumen; daß man weiß, in welche Periode, in welche Generation das betreffende Faktum gehört. Sodann: noch immer bilden die römische Kaiserzeit und das Auftreten des Christentums eine Verlegenheit des geschichtlichen Schulunterrichts. Man geht um beide gern herum oder macht sie mit Allgemeinheiten ab. Man müßte aber dem Schüler eindrücklich machen, was für neue Ideale gerade in jener Zeit auf den Schauplatz traten: nach dem Patriotismus, der Kunst und Wissenschaft, wie sie vor allem die griechische Geschichte zeitigte, steigen als neue Ideale herauf: die Religion, die Humanität, der Kosmopolitismus, der Begriff der Menschenwürde, der Verantwortlichkeit des

einzelnen. Nur von ihnen aus versteht man das Mittelalter und die Geschichte bis auf unsere Tage.

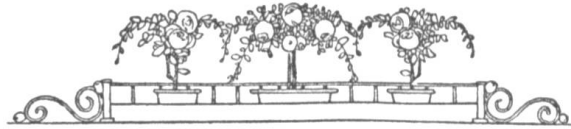
Sehr schlimm ist es mit dem Nichtwissen vieler Studierenden auf dem Gebiete unseres heutigen staatlichen und bürgerlichen Lebens bestellt. Da sollten die Juristen und Nationalökonomien helfend beispringen. Ein Kolleg über Bürgerkunde müßte unbedingt gehört werden. Schließlich wies Harnack auf die Wünschbarkeit hin, daß auch der Schüler schon an dem und jenem Punkt des Geschichtsunterrichts mit der historischen Kritik der Tradition bekannt gemacht werde. Er fordert deshalb für die Schule ein Büchlein mit Texten, das dergleichen Übungen ermöglichen würde und das sich leicht auch für erspriessliche deutsche Aufsatzthemata verwerten ließe.

Dann kam die Religion an die Reihe. Als gewaltiges geschichtliches Faktum gehört sie nach Harnack schon in die Schule. Aber man mag den Unterricht nach dem sechsten Schuljahr abbrechen und erst im neunten wieder aufnehmen. Für die obern Stufen denkt er sich den Stoff folgendermaßen verteilt: Alttestamentliche Religion mit besonderer Betonung der Propheten, auf Grund der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse. Dann in der zweiten Obergymnasiums-Klasse die Geschichte Jesu und der Apostel, vor allem des Paulus, im Rahmen der allgemeinen Zeitgeschichte, aber ohne Lektüre von Partien des Neuen Testaments im Urtext; dann — als besonders wichtig — auf der dritten Stufe: die Einführung in die Kenntnis des Katholizismus und des alten Protestantismus. Mit den Konfessionen hat es der Schüler im späteren Leben zu tun, sie soll und muß er kennen lernen. Schließlich in der vierten Klasse eine Darstellung des Wesens der Religion und des Christentums mit besonderer Beziehung auf die Lebensfragen der Gegenwart. Dogmatik gehört nicht in die Schule. Aber wie sich die großen Geister mit dem Christentum auseinandergesetzt haben, das sollte der junge Mann erfahren; er soll wissen, daß es sich nunmehr um seine Religion handelt.

Für die Universität resultieren daraus eine Anzahl neuer Vorlesungen: neben der stärker zu betonenden über Konfessionskunde je eine zusammenfassende über das Alte und das Neue Testament; ferner sollte noch eine Vorlesung abgehalten werden über das Wesen der Religion und des Christentums in bezug auf die wichtigsten Fragen unserer Zeit.

Die Professoren aller Fakultäten — so schloß Harnack — mögen mehr der Schule und ihrer Bedürfnisse gedenken, die Wissenschaft kann nur gewinnen, wenn die Schule gewinnt. Die Lehrer aber mögen laut und kräftig aussprechen, was die Schule von der Universität erwartet in bezug auf Vorlesungen und Übungen, und ihrerseits mögen sie an der Schule mit dem nicht geizen, was sie an der Universität gelernt

haben, sondern die Kunst üben, durch große Ideen und erweckliche Arbeit die pueri zu juvenes zu machen. Rauschender Beifall folgte diesen Worten.



Sein Ideal.

Der kleine David Spitz ging einsam und nachdenklich durch die einsamen und nachdenklichen Wege des Parkes. Es war Sonntag Nachmittag, fast schon Abend, und die kühle Oktoberluft scheuchte die Spaziergänger frühzeitig ins warme Heim oder in die heißen Restaurationen.

David Spitz kam vom Bahnhof. Er hatte seinen großen Freund, den Violinspieler Hans Sarto, an den Zug gebracht und wie immer, wenn er aus der Nähe dieses Mannes kam, mußte er sich erst in der Einsamkeit sammeln und seine Eindrücke verarbeiten, ehe er wieder mit anderen Menschen sprach.

David Spitz war Schneider, Mitinhaber eines eleganten ersten Hauses allerdings, aber doch eben ein schlichter bescheidener Geschäftsmann. Die Leute wunderten sich, wenn der kleine unansehnliche Jude jeden zweiten Satz mit den Worten anfing: Mein Freund, der berühmte Violinspieler Sarto. Aber es war keine Renommage, Hans Sarto würdigte David Spitz wirklich und in vollem Ernste seiner Freundschaft. Er duldete den Kleinen in seiner Nähe, er gab ihm Aufträge, er erlaubte ihm für seine Person zu arbeiten, und er ließ sich die bedingungslose, innige Anbetung des enthusiastischen Menschen lächelnd gefallen.

Und David Spitz bewunderte den gefeierten Künstler grenzenlos. Er hatte ihn schon angeschwärmt, als Hans Sarto in seiner Vaterstadt noch billige kleine Konzerte gab und froh war, wenn eine Lokalgröße in Wohltätigkeitsvorstellungen seine Lieder sang. Damals schon hatte David Spitz an ihn geglaubt, und wenn heute die größten Zeitungen Deutschlands spaltenlange Berichte über die Konzerte des „Geigerkönigs“ brachten und jede neue Komposition raschen Absatz fand, so nickte David Spitz mit der selbstzufriedenen Miene des Entdeckers: Ich hab' ja immer gesagt, aus dem Hans wird was.

Besonders stolz aber war er darauf, daß der große Künstler keine Geheimnisse vor ihm hatte. Spitz kannte das Liebesleben seines Freundes bis in alle Einzelheiten, ja er wußte die Reihenfolge der Geliebten und ihre jeweilige Bedeutung für Sartos Leben fast besser wie dieser selbst.